Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

50 (29.2.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Rodeln zu Dritt

Von Ernst Rader

Ein kleiner österreichischer Kollege hatte dem jungen Ingenieur diesen Namen aufgebracht: der „Untam". Ein wenig ungeschlacht, mit zwei Meter Körperlänge überbegabt, mit großen Händen, die einander immer im Wege waren, und mit einer Schuhnummer, die besser verschwiegen wird, kam sich dieser Alois Huber — er mußte auch noch „Huber" heißen! — zuweilen selbst recht überflüssig vor, und seine hellblauen Kinderaugen schienen immer um Verzeihung für die Missetat seines Daseins zu bitten. Dazu kam, daß ihm, der beruflich keineswegs auf den Kopf gefallen war, die Gabe des Wortes mangelte; je lieber er gesprochen hätte, desto weniger fiel ihm etwas ein. Das war besonders peinlich der zierlichen Gerda Waltershausen gegenüber, die musikstudierenderweise sich in München aufhielt und in der gleichen Pension wohnte wie Alois Huber. Er hätte diesem reizenden Mädchen mit dem dunklen Haarschopf und den großen Augen für sein Leben gern gesagt, daß er sie liebe, aber er konnte es einfach nicht herauskriegen. Und wenn er mit sich im reinen war, wenn er in Gedanken den schweren Satz: „Fräulein Gerda, ich liebe Sie" gedrechselt hätte und eben aussprechen wollte, da war natürlich längst sein Freund, der Dr. jur. Willy Abel herbeigekommen und es war wieder nichts .... Er, Alois Huber, war eben ein richtiger Untam.

Nun begab es sich, daß in den Bergen Schnee gefallen war. Man meldete gute Wintersportverhältnisse von allen in Betracht kommenden Orten, und es machte sich von ganz selbst, daß Fräulein Gerda den Wunsch äußerte, den Sonntag in den Bergen zu verbringen, daß Dr. Abel eine Rodelpartie vorschlug und daß Gerda, der Doktor und Alois Huber am Samstag mittag im Zug saßen und nach Süden fuhren. Es war eine etwas turbulente Fahrt, weil sehr viel junge Leute, und solche, die zu ihnen gehören wollten, diesen gleichen vernünftigen Gedanken gehabt hatten; aber sie war nichtsdestoweniger sehr fröhlich. Dr. Abel erzählte Schnurren, das Fräulein lachte, und Alois Huber sah unentwegt das Fräulein an, das im Sportdreß reizend aussah — noch reizender als sonst. Es war unheimlich heiß im Abteil, aber der gute Alois hätte so, dem zierlichen Fräulein gegenüber, fahren können, bis an sein seliges Ende.

Schon um 3 Uhr nachmittags kam man an. Der Untam durfte die Rodelschlitten aus dem Gepäckwagen holen und durfte ferner eine Unterkunft ausfindig machen, weil er doch hier bekannt war, und mit den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen vertraut. Und dann äußerten Gerda und der Jurist den sehnlichen Wunsch, die Bahn noch heute kennen zu lernen. Alois Huber war zwar dagegen, aber es nützte ihn nichts. Es war auch noch hellster Tag, und die Sonne lag leuchtend auf dem jungfräulichen Schnee. Man brach also auf und winderte bergan. Alois Huber durfte neben seinem Rodel auch noch den seines juristischen Freundes ziehen, und es zeigte sich plötzlich, daß seine langen Arme und tüchtigen Beine hier mehr am Platze waren als in der Stadt. Es wanderte sich sehr schön bergan.

Als man an die Abfahrtstelle — „Start" sagte Dr. Abel — angekommen war, hätte es Alois Huber gern gesehen, wenn die schöne Gerda auf seinem Rodel Platz genommen hätte, aber Dr. Abel fand, daß der seine etwas größer sei. Der Untam wäre auch gern als erster gefahren, weil er sich doch hier auskannte; aber ehe er diese Meinung herausbringen konnte, sauste das Paar bereits bergab, daß der Schnee stäubte. Der Untam wartete also ein wenig und setzte sich, als die Signalpfeife Dr. Abels bereits ziemlich entfernt klang ebenfalls zurecht.

Die Bahn war herrlich. Aber als Dr. Abel und Gerda eben in einen ziemlich engen Hohlweg eingebogen waren, sahen sie plötzlich eine alte Frau mit einem Reisighündel auf dem Rücken vor sich. Alles Pfeifen war erfolglos. „Verdammt!" schrie Dr. Abel, biß die Zähne knirschend aufeinander — und haarscharf flog der Rodel an der Frau vorüber. Es ging um eine Linie! Als Dr. Abel und Gerda im Tal angekommen waren, fand es sich, daß das Fräulein etwas blaß geworden war, und an allen Gliedern zitterte. „Wie konnten Sie! ..? Die alte Frau konnte doch tot sein!" — „E war nicht möglich, den Rodel zu bremsen," erklärte Dr. Abel, ich mußte an Sie und — an mich denken, und nicht an diese alte Hexe. Uebrigens — es ist ja nichts geschehen!" — „Und Herr Huber?" — „Er wird es genau so gemacht haben wie ich. Er muß jeden Augenblick da sein!" — Dr. Abel zündete sich eine Zigarette an. Der Alois kam nicht. Dr. Abel und Gerda stiegen, nach einigem Warten, wieder aufwärts und fanden ihn knapp vor dem Ausgang des Hohlwegs, an der schmalsten Stelle, mitten auf der Bahn liegen. Die Alte kniete neben ihm und jammerte: „Zweg'n meiner! Zweg'n meiner is ihm dös passiert!" Sie war, wie sich zeigte, stocktaub. Und mit dem Untam hatte sich das so ereignet: Als die Frau nicht aus der Bahn wich, hatte er mit aller Kraft gebremst und sich auf die Seite geworfen. Dabei war er mit dem Kopf an einen Stein geschlagen, der gerade zu diesem Zweck hier zu sein schien. Aus einer breiten Stirnwunde floß das Blut und färbte den hellen Scheitel dunkel. Man brachte den Bewußtlosen ins Krankenhaus. „Leichter Schädelbruch", sagte der Assistenzarzt — übrigens ein Jugendfreund des Untam.

*

Als Alois Huber zum erstenmal erwachte, saß Gerda neben seinem Bett. „Still! Sie dürfen nicht sprechen, Herr Huber. Ich wollte nicht abreisen, ohne Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie bewundere! Sie haben Ihr eigenes Leben daran gewagt, die alte Frau zu schonen. Herr Dr. Abel hat sich nicht so benommen!" Sie strich ihm leicht über die Hand, die auf der weißen Decke lag. Und dann legte sie ein Sträußchen Veilchen neben diese große, machtlose Hand. Und ging. Alois Huber wollte ein Wort rufen, ein einziges Wort. Aber er konnte nicht. Er war eben ein Untam ... Aber in seinen Augen war ein Leuchten, das kam nicht vom Fieber allein.

*

Nach vierzehn Tagen saß der Untam zum erstenmal im Lehnstuhl. Der Assistenzarzt stand neben ihm. „Es ist Post für dich gekommen. Gestern schon. Ich wollte es dir aber noch nicht sagen. Vielleicht geht es doch nah. Aus dem, was du im Fieber gesprochen hast, weiß ich ein wenig Bescheid um dich."

„Was ist?"

Der Assistenzarzt brachte eine Karte. Dr. Abel teilte mit vielen Wünschen für die Genesung, seinem lieben Freund Alois Huber seine Verlobung mit Gerda Waltershausen mit. Alois Huber war wieder sehr blaß geworden.

„Nimm es nicht zu schwer, lieber Alter!" sagte der Assistenzarzt. „Dich hat sie bewundert und den andern heiratet sie. Frauen sind manchmal so. In fünf Jahren wirst du froh sein, daß es nicht umgekehrt gegangen ist!"

Kunst und Wissen

Hans von Marées und sein Familienbild in der badischen Kunsthalle

Von einem bekannten Karlsruher Künstler wird uns geschrieben:

Die Neuerwerbung eines Bildes von Hans v. Marées für die Bad. Kunsthalle ist in den letzten Tagen viel beschrieben und besprochen worden und weil ich die irrtümlichsten Ansichten darüber gelesen und gehört habe, möchte ich im Nachfolgenden meine Ansicht sagen.

Für den Ankauf des Bildes ist die Summe **von 55 000 Mark** ausgegeben worden; — wer hat dieses Geld bekommen? Nich tder Maler des Bildes. Marées, der ist 1887 gestorben und hat sein Lebenlang bitter für seine Kunst kämpfen müssen. Wer Marées'sche Bilder kennt und Verständnis für das großartige Wollen dieses deutschen Meisters hat, wird voller Hochachtung vor seinen Werken stehen. Auch das „Familienbild" der Kunsthalle ist schön, sehr schön sogar, trotz Unvollkommenheiten in der Ausführung, fühlt man vor ihm mit Ergriffenheit die Arbeit und das Ringen des Künstlers um die Vollendung seiner Form. Nicht auf Marées wollen wir schelten und an seinem Bilde Kritik üben, sondern wir fragen, wie es möglich ist, daß eine staatliche Stelle heute, wo es den freischaffenden, lebenden Künstlern bitter elend geht, eine solche Summe für ein noch so gutes Werk eines nicht mehr Lebenden ausgibt. Heute, wo dieselben Stellen selbst geringe Beträge für einen freischaffenden Künstler nicht mehr zur Verfügung haben!

Marées malte das Bild der Kunsthalle etwa ums Jahr 1867, er bekam damals eine Unterstützung des Mäcen, Baron Schack; aber Schack und seinen Beratern gefielen gerade diese Familienbilder gar nicht und er entzog Marées seine kleine Rente. Kein Kunsthändler, keine Galerie wollte damals etwas von Marées wissen, er bekam keine 1000, geschweige 55 000 Mark für seine Bilder. Aus seiner Not rettete ihn ein reicher Privatmann, Konrad Fiedler, der seine Bedeutung erkannte, und ihm ein weiteres Arbeiten ermöglichte bis zu seinem Tode, der nicht durch Selbstmord erfolgte, wie man kürzlich in einer Karlsruher Zeitung lesen konnte, sondern an den Folgen eines Karbunkels.

Vielleicht ist auch heute unter den lebenden Künstlern einer von der Bedeutung Marées — wer weiß es? Heute gibt es keine reichen Privatleute, die ihm helfen können, und seine Not ist größer denn je! Sollen die lebenden Künstler untergehen, und er mit ihnen? Es scheint so! — oder ist es nicht vielmehr Pflicht eines Ministeriums und einer Galerie, mit den zur Verfügung stehenden Geldern den heute Lebenden zu helfen und die Talente und Begabungen unter ihnen zu fördern. Was für Antworten würde man wohl von Schwind und Marées bekommen, wenn man ihnen diese Frage heute vorlegen würde?

Und noch etwas möchten wir wissen: — in der Marées-Literatur wird als Besitzer des Bildes, das die Kunsthalle gekauft hat, angegeben: „Siegfried König, Slundal bei Oslo, Norwegen. Wie kommt das Bild von Norwegen in den Besitz der Bad. Kunsthalle? Es ist wohl nicht anzunehmen, daß der ganze Betrag von 55 000 Mark ins Ausland gewandert ist, aber wie ist der Weg gewesen? Wer hat das Geld bekommen? Kein einziger Künstler, aber sicher eine Reihe von Kunsthändlern.

Soll man da nicht bitter werden und voller Empörung sein? Erst kürzlich stand im Volksfreund ein Artikel über die Not der Künstler, in dem erzählt wird, wie ein Maler im Nebenraum einer Schuhmacherwerkstatt haust und dort seine Bilder malt. Nur wer solche Not nicht kennen will, kann in solcher Zeit den Lebenden verfügbare Gelder entziehen.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 28, bezogen werden.

Technik für Alle. Wärme zählen, kann man das in der Tat? Wirklich erfahren wir im Dezemberheft der Monatshefte für Technik und Industrie-Technik für Alle, näheres über „Zähler" für das Messen der verbrauchten Wärmemengen. Von nun an kann sich also keiner mehr beklagen, daß er die Zentralheizung für die anderen Hausbewohner mitbezahlen müsse. Man verrechnet ihm seinen Anteil Wärme nach Verbrauch. Das vielseitig und anregend zusammengestellte und reich bebilderte Heft dieser Zeitschrift, die im Verlag Dieck & Co., Stuttgart, erscheint (Preis im Vierteljahr: 3 reich illustrierte Hefte, dazu eine Buchbeilage 2.25 ℳ geheftet bzw. 2.90 ℳ gebunden, einzelne Hefte je 75 Pfg.), behandelt unter anderem auch den neuen englischen Riesendampfer von 73 000 BRT., von dessen Bau und Emporwachsen es uns bereits anschauliche Bilder bringt. Ein anderer Aufsatz unterrichtet über die Kupferverarbeitung in einem großen Kabelwerk. Einige technische Abbildungen, deren Gegenstand erraten werden muß, laden zur Teilnahme an einem Wettraten mit ausgesetztem Geldpreis ein. Die zweite, gleichfalls mit einem hohen Geldpreis ausgestattete Preisaufgabe Dezember betrifft eine alle angehende Frage der elektrischen Hausinstallation. Sehr nett ist die Wiedergabe eines Teils der Einsendungen zur vorigen Preisaufgabe: selbst zu bastelnde Kinderspielzeuge für Weihnachten. Aus dem Inhalt seien noch erwähnt: Technische Lesefrüchte aus aller Welt, zahlreiche Einzelabhandlungen aus allerlei Gebieten der Technik, eine technisch-historische Umschau u. a. m. Abonnenten dieser Zeitschrift erhalten außerdem mit diesem Dezemberheft als unberechnete Beilage das Büchlein „Unsere Elektrische", eine reizvolle Darstellung vom Werdegang und Betrieb unserer heuer 50 Jahre alt gewordenen elektrischen Straßenbahn.

Jacö Jacö 26

Taifun über Schanghai

Der Roman eines Aufstandes von Friedrich Lichneker

Mr. Garrickson war der verantwortliche Chefredakteur des größten internationalen Zeitungskonzerns Schanghais. Mit der Gigantik amerikanischer Technik und dem unübertrefflichen Intellekt des Juden verstand er fünf und noch mehr Zeitungen nach allen Seiten hin zu orientieren. Oft bekämpfte er sich selbst in heftigster Fehde in seinen Blättern. Was er in der einen Zeitung behauptete, widerrief er in der anderen. Bewarf sich mit Schmutz, Verachtung und Verleumdung. Dieser Art Wirkens sicherte ihm und dem Konzern den größten Absatz und ein märchenhaftes Dollareinkommen. Die Macht der Presse hatte in ihm ihren Repräsentanten gefunden. Er war der würdige Pendant zur Mr. Kead? — Zwischen Hochfinanz und Presse bestehen stets die regsten, auch oft intimsten Beziehungen. Diese primitive Erkenntnis wurde von Y. in der vortrefflichsten Weise genutzt.

Mr. Garrickson bekam eines späten Abends den Besuch Mr. Dollars. Vorsichtig, ängstlich, feig, wie er war, zog er lange in Erwägung, diesen Herrn zu empfangen. Erst einge Andeutungen des Besuches, die ihm sein Sekretär übermittelte, konnten ihn bewegen, Mr. Dollar vor sein Angesicht kommen zu lassen. Er bereute keineswegs, dies getan zu haben. Sein Gesicht verriet bacchanalische Freude ob den für ihn gut 200 000 Dollar werten Mitteilungen Dr. Dollars. Der chinesische Anarchist umgab sich mit einem solchen Nimbus, daß er jeden Zweifel an der Glaubwürdigkeit seiner Person ausschloß. Erzählte von nichts anderem als von der konstituierenden Versammlung der Befreier Chinas im „Hotel Kanton". Das verräterische Mikrophon hätte nicht wörtlicher und lückenloser übermitteln können als er, der von Y. gründlich unterrichtete Mr. Dollar.

Was hatte Y. damit bezweckt? War es nicht offener Verrat der eigenen Sache gewesen? Diesbezüglich hatte er den Widerstand seines Werkzeuges, dessen er sich in ausgiebiger Weise bediente, spüren müssen. Y. aber, selbst um des üblen Scheines willen, war von seinem wohldurchdachten Vorhaben nicht abzubringen gewesen. Worauf er es abgezielt hatte, war noch schleierhaft, auch für Mr. Dollar und Konsorten. Schließlich waren sie ihm unbedingt ergeben und bauten selbst auf seine Fehler. Mr. Dollar hatte sich zu der Mission entschlossen, die er zur vollsten Zufriedenheit Y.s ausführte.

Mr. Garrickson war bereit, dem Uebermittler dieser für ihn hochwichtigen Mitteilungen einen Scheck über eine ansehnliche Summe einzuhändigen. Als er aber eine energische Ablehnung erfuhr, war er von der Gewißheit einer unantastbaren Wahrheit überzeugt. —

*

Davon erzählte Mr. Dollar. Als er mit seinem Bericht zu Ende war, glitt ein befriedigtes Lächeln über das ernste Gesicht Y.s. Seine erste Frage war nach dem von Dr. Garrickson angebotenen Betrag. Dr. Dollar nannte die bescheidene Summe von 2000 Dollar. Wortlos zählte sie ihm Y. auf den Tisch. Vier erstarrte Gesichter mit vorgeschobenen Gebissen. Mr. Dollar zögerte. Ein stummes Fragen ging von Blick zu Blick. Das war doch etwas Seltsames von Y., die Genossen, die im Kampfe um die Freiheit Chinas an seiner Seite standen, zu bezahlen. Y. aber wußte, daß er nichts Beleidigendes getan hatte und hielt dem peinlichen Schweigen stand. Es gab also für die vier kein Ausweichen. Dollar steckte vorsichtig das Geld ein. Vier Gebisse schoben sich in die Backen zurück. Unter den vieren wurde nämlich eine Art Miniaturkommunismus gepflogen. Diese kleine Episode dauerte kaum zwei Minuten. Für Y. dauerte sie zwei Jahre. Er war bereits ungeduldig. Konnte diese Ungeduld auch nicht länger verbergen. Fing den viersachen Blick eines für ihn feststehenden Begriffes auf. Es war ihm, als verberge sich etwas hinter den schwarz umränderten Brillen seiner Genossen. Er übersah nichts. Kurz entschlossen richtete er die Frage an sie, ob sie ihm Bedeutsames mitzuteilen hätten.

Sie verlangten etwas von Mara zu erfahren, inwieweit die Aktion in Rußland gediehen sei. Y. fühlte, wie sich eine kalte Hand auf sein Herz legte. Hatte er Mara vergessen? Jetzt wurde er an sie gemahnt. Bedurfte er dieser Mahnung? Lebte sie nicht unaufhörlich neben ihm? Verließ sie ihn überhaupt jemals? Schlich sie sich nicht immer wieder in seine halbwachen Träume, ging nicht ihr Atem aus jedem Munde, der sich zu ihm auftat? Im „Hotel Kanton" — in der Versammlung — da hatte sie inmitten alles menschlichen Denkens und Lenkens gestanden. Jetzt sprach sie mit der Zunge dieser vier Männer. Mara hörte nie auf zu sein.

Vor dieser Frage hatte er sich längst gefürchtet. Besaß eine heimliche Scheu, von dieser Frau zu sprechen. Und die Aktion! War sie nicht ihr Gedanke? Der Garantiepakt! War er nicht von ihr aufgesetzt? Aber alles wurde in ihren Händen zu seinem Werke, das sie ihm auf seine Schultern bürdete. Oft wankte er unter der Last, hatte Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren. Was sollte er nun den vieren antworten?

Er selbst wußte von Mara so viel wie nichts. War wochenlang ohne jede Nachricht von ihr. Auf der russischen Gesandtschaft, mit der er unaufhörlich in Verbindung stand, war man vorsichtiger, zurückhaltender gegen ihn geworden. Von einer Unterfertigung des Garantiepaktes oder auch nur Verhandlung darüber konnte er nicht einmal andeutungsweise sprechen. Merkwürdig war nur, daß die bolschewistischen Agitatoren plötzlich ihre Tätigkeit einstellten und von der bewegten Oberfläche verschwanden. Also mußte man doch Gründe dafür haben. Wer aber kennt sich in der moskowitischen Taktik aus! Geheimnisvoll, irreführend, dunkelster Art, wie sie ist, umschwebt sie noch immer der Dunst dumpfen Nihilismus — Kelleratmosphäre von 1905.

Die vier Bebrillten waren von Y.s vagen Aussagen kaum befriedigt. Drängten sich auffallend zusammen, schoben die Kinnladen vor und verkrochen sich hinter ihrer Meinung. Y. hieß sie abwarten.

Sie hatten etwas so Aufdringliches, daß Y. froh war, sie nach wenigen Minuten losgeworden zu sein. Aber etwas konnte sein Gemüt dennoch nicht entlasten. Nie noch kam ihm dieser Gedanke in den Kopf. Jetzt setzte er sich in ihm fest.

An ihm zog vorbei: die Konferenz im „Hotel Kanton", die knapp verflossene Unterredung mit den vier Gesellen und vieles, vieles. Stellte er alle diese Bilder denen des wahren Elends und der Erniedrigung eines Volkes gegenüber, so entstand in seiner Ueberzeugung ein Riß vom Himmel bis zur Erde. Auf die Schiffe muß man gehen, in die zahllosen Höhlen, die sich unweit einer überheblichen Zivilisation wie gierige phantastische Drachenmäuler nach dem Menschen aufsperren, in die Webfabriken und auf die Straße, da lebt der Gedanke. Feigheit, Niedertracht, Machtbegierden hatte er bisher erlebt. Wußte, daß es nichts Schmachvolleres geben könnte, als ein Kuli des Geistes und seines Herzens zu sein. Nur das sittlich Erhabene ist imstande, den Menschen seinem ursprünglichen Werte zuzuführen. Wer aber besaß noch diese Moral! Sein Hand umschlichen die Vier mit den Brillen. Seine Wege waren von ihnen begleitet. Wer hatte sie dazu angestellt? Schützten sie ihn? Nein. Sie mißtrauten ihm. Durften sie ihm mißtrauen? Er besann sich. Immer besann er sich, kam nie weiter, nie über sich hinaus. Wühlte zu tief in Dingen, die genommen werden wollen, wie sie sind. Zersetzte sich. Und diese Zersetzung hatte ihn bis an den Rand der Verzweiflung getrieben.

23.

Am Morgen des folgenden Tages ging ein ungesunder, verderbender Wind durch die Stadt. Mr. Garrickson setzte sich in Szene. Der Absatz der Blätter war ein ungeheurer. Der Konzern rieb sich die Hände. Der Zeitungsbonze aber war schlau genug, nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. War aber auch vorsichtig genug, nicht seinen Kopf zu riskieren. Immerhin verstand er es unübertrefflich, in einigen knappen, aber um so auffallender gestellten Zeilen die Stadt, insbesondere aber jene Kreise, nach denen er die Hand würgend ausstreckte, in die von ihm erwartete Erregung zu versetzen. In erster Linie machte er bloß feite Andeutungen, mit dem Uebrigen hielt er hintan. Sondierte erst das Terrain, bevor er zum offenen Angriff auf die Gesichertheit der Börsenpaläste überging. Verschanzte sich hinter seinen Schreibtisch, ließ die Dinge an sich herankommen. An diesem Morgen war Mr. Garrickson der einzig ruhige Mann der Stadt. In den Telephondrähten sang es unaufhörlich. Eigentlich brüllte es schon. Man sprach allgemein von einem „Hotel Kanton".

(Fortsetzung folgt.)